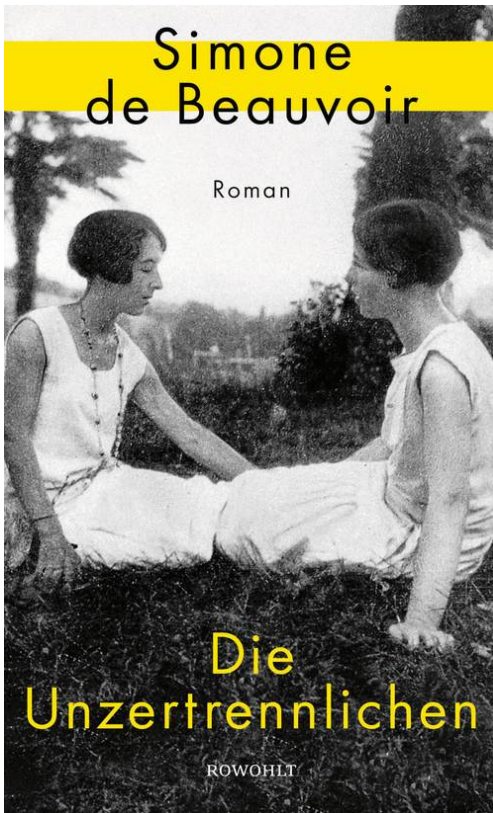


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00225-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Simone de Beauvoir

Die Unzertrennlichen

Roman

*Mit einem Vorwort von Sylvie Le Bon de
Beauvoir*

Aus dem Französischen von Amelie Thoma

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
«Les inséparables» bei Éditions de l'Herne, Paris.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, November 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Les inséparables» Copyright © 2020 by Éditions de l'Herne,
Paris

Satz aus der Garamond Premier

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00225-1

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

Vorwort

Neben die neunjährige Simone de Beauvoir, Schülerin am katholischen Institut Adeline Desir, setzt sich ein Mädchen mit dunklem Bubikopf, Élisabeth Lacoïn, genannt Zaza, die nur wenige Tage älter ist als sie. Natürlich, witzig, unverfroren, hebt sie sich von dem herrschenden Konformismus ab. Am ersten Tag des folgenden Schuljahres ist Zaza nicht da. Die Welt verdüstert sich, wird freudlos und erdrückend, bis die Nachzüglerin plötzlich auftaucht und mit ihr Sonne, Glück und Fröhlichkeit zurückkehren. Ihre wache Intelligenz und ihre zahlreichen Begabungen beeindruckten Simone, die sie bewundert und zu ihr aufblickt. Die beiden wetteifern um die besten Noten, werden unzertrennlich. Nicht dass Simone nicht glücklich wäre in ihrer Familie, mit der geliebten Mutter, dem Vater, den sie anhimmelt, und einer treu ergebenen kleinen Schwester. Doch was dem nunmehr zehnjährigen Mädchen da widerfährt, ist eine erste Liebe: Sie verehrt Zaza leidenschaftlich, fürchtet, ihr zu missfallen. Sie selbst in ihrer rührenden kindlichen Verletzlichkeit erkennt die frühzeitige Offenbarung natürlich nicht, nur für uns, ihre Zeugen, ist sie so ergreifend. Ihre langen Zwiegespräche mit Zaza bedeuten ihr unendlich viel. Aber, ach!, ihre Erziehung schränkt sie ein, keine Vertraulichkeiten, die beiden siezen sich, und trotz dieser Zurückhaltung reden sie miteinander, wie Simone nie zuvor mit jemandem geredet hat. Was ist das für ein namenloses Gefühl, das unter dem konventionellen Etikett der Freundschaft ihr unberührtes Herz in Bewunderung und Entzücken entflammt, wenn nicht Liebe?

Sie begreift recht schnell, dass Zaza ihr weder die gleiche Zuneigung entgegenbringt noch ahnt, wie tief Simone für sie empfindet, doch was macht das schon, angesichts des Wunders, zu lieben?

6 Zaza wird jäh aus dem Leben gerissen, einen Monat vor ihrem 22. Geburtstag, am 25. November 1929. Eine unvorhergesehene Katastrophe, die Simone de Beauvoir von da an verfolgt. Lange sucht die Freundin sie in ihren Träumen heim, mit gelbem Gesicht unter einem rosa Hut und vorwurfsvollem Blick. Einziges Mittel, um das Nichts und das Vergessen zu bannen: die Literatur. Vier Mal schon hat die Schriftstellerin auf verschiedene Weisen vergeblich versucht, Zaza wiederauferstehen zu lassen: in unveröffentlichten Jugendromanen, im Erzählband *Marcelle, Chantal, Lisa ...*, in einer gestrichenen Passage des Romans *Die Mandarins von Paris*, der ihr 1954 den Prix Goncourt einbrachte. Im selben Jahr wagt sie es ein weiteres Mal mit einem bis heute unveröffentlichten kurzen Roman, dem sie keinen Titel gab und den wir nun publizieren. Diese letzte Fiktionalisierung stellt sie nicht zufrieden, führt sie aber, durch eine grundlegende Umgestaltung, zur endgültigen literarischen Form. 1958 nimmt sie die Geschichte von Zazas Leben und Tod in ihre autobiographische Schrift *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* auf.

Der Text, den Simone de Beauvoir abgeschlossen und aufbewahrt hat, ist ungeachtet ihres eigenen kritischen Urteils von großem Wert: Angesichts des Unbegreiflichen verzweifelt man, sucht Erklärungen, versucht alle möglichen Annäherungs- und Betrachtungsweisen. Und Zazas Tod bleibt teilweise unbegreiflich. Die beiden Schriften von 1954 und 1958 werfen jeweils ein etwas anderes Licht darauf. In der fiktionalisierten

Erzählung wird das Motiv der engen Freundschaft erstmals in Szene gesetzt. Jene Art von Freundschaft, die ebenso unergründlich ist wie die Liebe und über die Montaigne in Bezug auf sich selbst und La Boétie geschrieben hat: «Weil's er war, weil ich's war.» Neben Andrée, Zazas literarischer Inkarnation, gibt es eine Ich-Erzählerin, ihre Freundin Sylvie. Gemeinsam erleben «die beiden Unzertrennlichen», im Roman wie in der Wirklichkeit, die Ereignisse, doch es ist Sylvie, die sie durchs Brennglas ihrer Freundschaft berichtet und dabei im Spiel der Kontraste ihre unauflösliche Ambiguität erkennen lässt.

7

Die Entscheidung für die Fiktion bringt einige Abwandlungen mit sich, die man dechiffrieren muss. Namen von Personen und Orten, familiäre Situationen, die nicht der Realität entsprechen. Andrée Gallard tritt an die Stelle von Élisabeth Lacoïn, und Sylvie Lepage an die Simone de Beauvoirs. Die Familie Gallard (Mabille in den *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*) umfasst sieben Kinder, wovon nur eines ein Junge ist; bei den Lacoïns waren es neun lebende, sechs Mädchen und drei Buben. Simone de Beauvoir hatte nur eine Schwester, ihr Alter Ego Sylvie hat zwei. Im Pensionat Adélaïde erkennt man unschwer den berühmten Cours Desir in der Rue Jacob in Saint-Germain-des-Prés; dort wurden die beiden kleinen Mädchen von ihren Lehrerinnen «die Unzertrennlichen» getauft. Dieser Ausdruck, der eine Brücke schlägt zwischen Realität und Fiktion, soll dem Roman nun als Titel dienen. Hinter Pascal Blondel verbirgt sich Maurice Merleau-Ponty (Pradelle in den *Memoiren*), der als Halbweise mit seiner innig geliebten Mutter sowie einer Schwester lebte, die keinerlei Ähnlichkeit mit Emma aufweist. Das Landgut Meyrignac im Limousin verwandelt sich in Sadernac, während Béthary für Gagnepan steht, einen der beiden Landsitze der Lacoïns, den

Simone de Beauvoir zweimal besuchte. Zaza liegt dort, in Saint-Pandelon, begraben.

Woran starb Zaza?

8 An einer viralen Enzephalitis, laut dem nüchternen wissenschaftlichen Befund. Doch welche unheilvolle Verkettung von Umständen, die viel weiter zurückreichte und mit ihren Mänschen Zazas gesamte Existenz einschnürte, hat sie letztendlich geschwächt, erschöpft, verzweifelt dem Wahn und dem Tod anheimgegeben? Simone de Beauvoir hätte geantwortet: Zaza ist daran gestorben, dass sie außergewöhnlich war. Man hat sie umgebracht, ihr Tod war ein «spiritualistisches Verbrechen».

Zaza starb, weil sie versuchte, sie selbst zu sein, und man sie überzeugte, dass dieser Anspruch unrecht sei. In der militanten katholischen Bourgeoisie, in die sie am 25. Dezember 1907 hineingeboren wurde, in ihrer an starren Traditionen festhaltenden Familie, bestand die Pflicht eines Mädchens darin, sich zu vergessen, sich selbst zu entsagen, sich anzupassen. Weil Zaza außergewöhnlich war, konnte sie sich nicht «anpassen» – unheilvoller Begriff, der bedeutet, sich in eine vorgefertigte Form einzufügen, in die Wabe unter anderen Waben, die einem zugeordnet ist: Was übersteht, wird hineingepresst, unterdrückt, als Ausschuss verworfen. Zaza vermochte sich nicht einzufügen, ihre Einzigartigkeit wurde zermahlen. Darin bestand das Verbrechen, der Mord. Simone de Beauvoir erinnerte sich mit einer Art Grausen daran, wie in Gagnepan einmal ein Familienfoto geschossen wurde, alle neun Kinder dem Alter nach aufgestellt, die sechs Mädchen im einheitlichen blauen Taftkleid und mit identischen kornblumengeschmückten Strohhüten. Dort hatte Zaza ihren Platz, der sie erwartete,

seit aller Ewigkeit, den der jüngeren Lacoïn-Tochter. Erbittert hatte die junge Simone dieses Bild abgelehnt. Nein, das war nicht Zaza, sie war «die Einzigartige». Das unvorhergesehene Auftreten einer Freiheit, das war es, was sämtliche Credos ihrer Familie in Abrede stellten: Die Gruppe besetzt sie unablässig, sie ist das Opfer der «sozialen Verpflichtungen». In einem Haushalt voller Brüder und Schwestern, Cousins, Freunden, einer riesigen Verwandtschaft, erdrückt von Aufgaben, gesellschaftlichen Anlässen, Besuchen oder gemeinsamen Vergnügungen, hat Zaza nicht einen Augenblick für sich, man lässt sie nie allein, auch nicht mit ihrer Freundin, sie kann nicht über sich selbst bestimmen, man gesteht ihr keinerlei Privatsphäre zu, weder fürs Geigenspiel noch zum Lernen, das Privileg der Einsamkeit wird ihr verwehrt. Aus diesem Grund sind die Sommer in Gagnepan die Hölle für sie. Sie erstickt, ihr Bedürfnis, dieser Allgegenwart der anderen zu entfliehen – man fühlt sich an ähnliche, in gewissen religiösen Orden auferlegte Kasteiungen erinnert –, treibt sie so weit, sich mit einer Axt den Fuß zu verletzen, um von einer besonders verhassten Verpflichtung entbunden zu werden. In diesem Milieu geht es darum, nicht aus der Reihe zu tanzen, nicht für-sich zu sein, sondern für-die-anderen zu sein. «Mama tut nie etwas für sich, sie opfert sich ihr Leben lang auf», sagt sie eines Tages. Unter dem andauernden Einfluss dieser entfremdenden Traditionen wird jede sich regende Individualisierung im Keim erstickt. Nun gibt es aber für Simone de Beauvoir nichts Skandalöseres, und genau das will dieser Roman zeigen: einen Skandal, der als ein philosophischer bezeichnet werden kann, weil er die menschliche Existenz betrifft. Der absolute Wert der Subjektivität wird der Kern ihres Denkens und Werks bleiben, nicht der Wert des Individuums, das nur eine beliebig

aus der Gruppe herausgegriffene Nummer ist, sondern der einzigartigen Individualität, die aus jedem von uns «den unersetzbarsten Menschen» macht, wie Gide es nennt, die Existenz dieses Bewusstseins, *hic et nunc*. «Lieben Sie das, was man nie zweimal sehen wird.» Das ist die unerschütterliche Grundüberzeugung, die die philosophische Reflexion untermauern wird: Das Absolute wird hier unten auf Erden entschieden, während unseres einzigen alleinigen Daseins. Daher versteht es sich, dass es bei Zazas Geschichte ums Äußerste ging.

Was waren die Triebkräfte der Tragödie? Da gab es mehrere, zu einem Strang verwobene Umstände, von denen einige ins Auge springen: die Verehrung ihrer Mutter, deren Missbilligung sie innerlich zerriss. Zaza liebte ihre Mutter innig, eifersüchtig, unglücklich. Ihr Überschwang prallte an einer gewissen Reserviertheit derselben ab, und die zweite Tochter meinte als eine von vielen in der Geschwisterschar unterzugehen. Geschickt nutzte Madame Lacoïn ihre Autorität nicht, um die Lebhaftigkeit ihrer kleinen Kinder zu unterdrücken, damit sie umso wirksamer blieb, wenn es um die entscheidenden Dinge ging. Der Weg einer jungen Frau ist vorgezeichnet und führt in die Ehe oder ins Kloster, sie kann nicht nach eigenem Geschmack oder Empfinden über ihr Schicksal entscheiden. Ihrer Familie obliegt es, eine Verbindung zu arrangieren, indem sie «Begegnungen» organisiert und die Kandidaten nach ihren ideologischen, religiösen, gesellschaftlichen, finanziellen Interessen auswählt. Man heiratete in seinen Kreisen. Ein erstes Mal stieß Zaza sich mit fünfzehn Jahren an diesen erdrückenden Dogmen, als die Liebe zu ihrem Cousin Bernard durch eine brutale Trennung jäh unterbunden wurde. Mit zwanzig Jahren droht man sie ein zweites Mal zu brechen. Ihre Wahl

des Outsiders Pascal Blondel, ihre Hoffnung, ihn zu heiraten, das sind nichts als suspekta, inakzeptable Torheiten in den Augen ihres Klans. Zazas Verhängnis ist, dass der Feind tief in ihrem Innern einen Verbündeten hat. Ihr fehlt die Kraft, sich einer heiligen und geliebten Autorität zu widersetzen, deren Sanktion sie umbringt. Während der mütterliche Tadel an ihrem Selbstvertrauen und ihrer Lebensfreude nagt, macht sie ihn sich zu eigen und geht beinahe so weit, dem Richter recht zu geben, der sie verurteilt. Die von Madame Lacoïn ausgeübte Unterdrückung ist umso widersprüchlicher, als man einen Riss im soliden Block ihres Konformismus erahnt: Als junge Frau ist sie offenbar selbst von ihrer Mutter zu einer Heirat gezwungen worden, die ihr widerstrebte. Sie musste «sich anpassen» – da ist es wieder, das schreckliche Wort –, verleugnete sich selbst und beschloss, ihrerseits zur herrschenden Matrone geworden, das zerstörerische Räderwerk erneut in Gang zu setzen. Welche Frustration, welche Verbitterung mögen sich hinter ihrer Selbstsicherheit verbergen?

11

Der Deckel der Frömmigkeit oder eher des Spiritualismus lastet schwer auf Zazas Leben. Sie wächst in einer von Religiosität gesättigten Atmosphäre auf: Als Spross einer Dynastie militanter Katholiken, mit einem Vater, der dem Verband der Väter kinderreicher Familien vorsteht, einer in der Gemeinde des heiligen Thomas von Aquin tätigen Mutter, einem Bruder, der Priester, und einer Schwester, die Nonne ist. Jedes Jahr begibt sich die Familie auf Pilgerfahrt nach Lourdes. Was Simone de Beauvoir als Spiritualismus anprangert, ist «all dieses Weiß», die täuschende Mystifikation, die darin besteht, ganz irdische Werte einer Klasse hinter einer übernatürlichen Aura zu verschleiern. Wohlgermerkt, die Täuscher sind selbst

zuallererst Getäuschte. Der automatische Verweis auf den Klerus rechtfertigt alles. «Wir waren nur Werkzeuge in den Händen Gottes», sagt Monsieur Gallard nach dem Tod seiner Tochter. Man zwang Zaza in die Knie, weil sie selbst einen Katholizismus verinnerlicht hatte, der für gewöhnliche Menschen nur ein bequemer und formeller Brauch ist. Wieder hat ihr ihre Einzigartigkeit einen schlechten Dienst erwiesen. Obwohl sie die Heuchelei, die Lügen, den egoistischen «Moralismus» ihres Milieus durchschaut hat, dessen eigennützig und engstirnige Gedanken und Taten den Geist der Evangelien verraten, hält ihr kurz erschütterter Glaube stand. Doch sie leidet an einem inneren Exil, am Unverständnis ihrer Angehörigen, an ihrer Isolation – sie, die man nie je alleine lässt –, einer existenziellen Einsamkeit. Die Aufrichtigkeit ihrer spirituellen Ansprüche trägt nur dazu bei, sie im Wortsinne zu kränken, zu quälen, indem sie ihr tiefe innere Widersprüche auferlegt. Denn für sie ist der Glaube nicht, wie für so viele, eine gefällige Instrumentalisierung Gottes, ein Mittel, um sich recht zu geben, sich zu rechtfertigen und seiner Verantwortung zu entziehen, sondern die schmerzhaft Befragung eines schweigenden, unergründlichen Gottes, eines verborgenen Gottes. Als ihr eigener Scharfrichter martert sie sich: Soll sie gehorchen, abstumpfen, sich unterwerfen, vergessen, wie ihre Mutter es verlangt? Oder soll sie sich widersetzen, aufbegehren, die Gaben und Talente geltend machen, die ihr geschenkt wurden, wie ihre Freundin sie ermutigt? Was ist Gottes Wille? Was erwartet er von ihr?

Die Zwangsvorstellung der Sünde hat ihre Vitalität untergraben. Anders als ihre Freundin Sylvie weiß Andrée/Zaza bestens über sexuelle Dinge Bescheid. Mit fast schon sadistischer Schonungslosigkeit hat Madame Gallard ihre fünfzehnjährige

Tochter über die eheliche Realität aufgeklärt. Die Hochzeitsnacht, verkündet sie unumwunden, «muss man eben hinter sich bringen». Zazas Erfahrung straft diesen Zynismus Lügen: Sie kennt den Zauber der Sexualität, der Erregung; die Küsse, die sie mit ihrem Freund Bernard getauscht hat, waren nicht platonischer Natur. Sie macht sich lustig über die Einfalt der Jungfrauen, die sie umgeben, die Heuchelei der Konformisten, die das drängende Begehren eines lebendigen Körpers «weißwäscht», leugnet oder verschleiert. Doch umgekehrt weiß sie auch, dass sie nicht immun ist gegen die Versuchung, und ihre glühende Sinnlichkeit, ihr feuriges Temperament, ihre körperliche Lebenslust werden von übertriebenen Skrupeln vergiftet: Im geringsten ihrer Wünsche argwöhnt sie eine Sünde, Unzucht. Gewissensbisse, Angst, Schuldgefühle treiben sie um, und je mehr sie sich selbst verurteilt, desto verlockender erscheint ihr die Entsagung, desto mehr liebäugelt sie mit dem Nichts, desto stärker wird ihre besorgniserregende Tendenz zur Selbstzerstörung. Schließlich kapituliert sie vor ihrer Mutter und Pascal, die sie von den Gefahren einer langen Verlobungszeit überzeugen, und akzeptiert das englische Exil, obwohl ihr ganzes Sein sich dagegen auflehnt. Dieser letzte grausame Zwang, den sie sich selbst antut, beschleunigt die Katastrophe. Zaza stirbt an all den Widersprüchen, die sie innerlich zerreißen.

13

In dieser Geschichte dient Sylvie, die Freundin, nur dazu, uns Andrée verständlich zu machen. Wie Éliane Lecarme-Tabone ganz richtig herausgestellt hat, ist hier wenig von ihren Erinnerungen die Rede, man erfährt nichts über ihr Leben, ihren persönlichen Kampf, die bewegte Geschichte ihrer Emanzipation, und vor allem wird der grundlegende Antagonismus zwi-

schen Intellektuellen und Konformisten – zentrales Thema der *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* – hier nur angedeutet. Dennoch wird klar, dass sie in Andrées Kreisen nicht sehr willkommen ist, allenfalls toleriert wird. Während die Gallards sich eines komfortablen Wohlstands erfreuen, sieht sich ihre eigene, zunächst gutbürgerliche Familie nach dem Ersten Weltkrieg ruiniert und deklassiert. Verdeckte Demütigungen werden ihr während der Aufenthalte in Béthary nicht erspart: Man zeigt mit dem Finger auf ihre Frisur, ihre Garderobe, und Andrée hängt ihr diskret ein hübsches Kleid in den Schrank. Schlimmer noch: Madame Gallard misstraut ihr, dieser fehlgeleiteten jungen Frau, die an der Sorbonne studiert, einmal einen Beruf haben, Geld verdienen und unabhängig sein wird. Die herzerreißende Szene in der Schlossküche, in der Sylvie Zaza, die aus allen Wolken fällt, anvertraut, was sie ihr die ganzen Jahre über bedeutet hat – alles –, markiert den Punkt, an dem sich die Rollen der beiden Freundinnen umkehren. Von nun an ist es Zaza, die sie mehr lieben wird. Sylvie steht die ganze Welt offen, während Andrée/Zaza sich auf den Tod zubewegt. Doch Sylvie/Simone wird Andrée mit Liebe und Achtsamkeit wieder zum Leben erwecken, wird sie durch die Gnade der Literatur wiederauferstehen und ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich möchte daran erinnern, dass die vier Teile der *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* jeweils mit den folgenden Worten enden: «Zaza zu lieben», «erzählte», «den Tod überwände», «mit ihrem Tode bezahlt». Simone de Beauvoir fühlt sich schuldig, weil Überleben in gewisser Weise eine Schuld ist. Zaza war der Preis, in unveröffentlichten Notizen geht sie sogar so weit, zu sagen, «die Hostie» ihres eigenen Entrinnens. Und erfüllt ihre Geschichte für uns etwa nicht die quasi heilige Mission, die sie den Worten anvertraute: gegen die

Zeit zu kämpfen, gegen das Vergessen zu kämpfen, gegen den Tod zu kämpfen, «der absoluten Gegenwart des Augenblicks, dieser Ewigkeit des immerwährenden Augenblicks gerecht zu werden»?

Sylvie Le Bon de Beauvoir

Die Unzertrennlichen

16

für Zaza

Wenn ich heute Abend Tränen in den Augen habe, ist es dann, weil Sie tot sind oder weil ich lebe? Ich sollte Ihnen diese Geschichte widmen. Aber ich weiß, dass Sie nirgends mehr sind, dass mir nur der Kunstgriff der Literatur erlaubt, hier mit Ihnen zu reden. Im Übrigen ist dies nicht wirklich Ihre Geschichte, sondern nur eine an uns inspirierte Geschichte. Sie waren nicht Andrée, ich bin nicht diese Sylvie, die in meinem Namen spricht.

Kapitel 1

Mit neun Jahren war ich ein sehr artiges kleines Mädchen; das war nicht immer so gewesen; in meiner frühen Kindheit stürzte mich die Tyrannei der Erwachsenen bisweilen in derart blindwütige Raserei, dass eine meiner Tanten eines Tages ernsthaft erklärte: «Sylvie ist vom Teufel besessen.» Der Krieg und die Religion bezwangen mich schließlich. Ich bewies sofort mustergültigen Patriotismus, indem ich eine Zelluloidpuppe «Made in Germany» zertrat, die mir im Übrigen nicht gefiel. Man erklärte mir, es hänge von meinem guten Betragen und meiner Frömmigkeit ab, ob Gott Frankreich retten würde; da gab es kein Entrinnen. Singend und die Oriflamme schwenkend, schritt ich mit anderen kleinen Mädchen durch die Basilika von Sacré-Cœur. Ich begann ungeheuer viel zu beten und fand Gefallen daran. Abbé Dominique, der Geistliche des Collège Adélaïde, stachelte meinen Eifer an. Im Tüllkleid, mit einer Charlotte aus irischer Spitze auf dem Kopf, nahm ich die Erstkommunion entgegen. Von diesem Tag an konnte ich meinen kleinen Schwestern als Vorbild dienen. Der Himmel gewährte mir dafür, dass mein Vater wegen einer Herzschwäche ins Kriegsministerium versetzt wurde.

An diesem Morgen jedoch war ich schrecklich aufgeregt; es war der erste Schultag nach den Ferien, ich konnte es kaum erwarten, wieder ins Collège zu gehen mit seinen stillen Korridoren, dem milden Lächeln der Fräulein und dem Unterricht, der feierlich war wie eine Messe; die Fräulein trugen lange Röcke und hochgeschlossene Blusen, und seit man einen Teil

des Gebäudes in ein Lazarett umgewandelt hatte, waren sie oft wie Krankenschwestern gekleidet; mit ihren weißen, rot befleckten Schleiern sahen sie aus wie Heilige, und ich war gerührt, wenn sie mich an ihre Brust drückten. Hastig schlang ich die Suppe und das Graubrot herunter, die die Schokolade und die Brioche von vor dem Krieg ersetzt hatten, und wartete voller Ungeduld, dass Mama meine Schwestern fertig anzog. Wir trugen alle drei azurblaue Mäntel aus echtem Offizierstuch, die wie Soldatenröcke geschnitten waren.

«Seht nur, sie haben sogar einen Halbgürtel hinten!», sagte meine Mutter zu ihren bewundernden oder verblüfften Freundinnen. Auf der Straße nahm Mama die beiden Kleinen an der Hand. Mit finsterner Miene gingen wir am Café La Rotonde vorbei, das vor kurzem unter viel Radau im Erdgeschoss unseres Hauses eröffnet hatte und das, wie Papa sagte, eine Defätisten-Höhle war; das Wort machte mich neugierig. «Defätisten sind Leute, die an die Niederlage Frankreichs glauben», erklärte er mir. «Man sollte sie alle erschießen.» Ich verstand das nicht. Man glaubte doch nicht mit Absicht, was man glaubte. Konnte man etwa für bestimmte Gedanken bestraft werden, die einem in den Sinn kamen? Die Spione, die Kindern giftige Bonbons schenkten oder französische Frauen in der Métro mit vergifteten Nadeln stachen, verdienten den Tod, aber bei den Defätisten war ich mir nicht so sicher. Mama fragte ich gar nicht erst, sie antwortete immer dasselbe wie Papa.

Meine kleinen Schwestern gingen langsam, der Zaun des Jardin du Luxembourg schien gar nicht mehr aufzuhören. Endlich schritt ich durchs Schultor. Während ich die Treppe hochstieg, schwenkte ich fröhlich meinen Ranzen voller neuer Bücher; ich erkannte den leichten Geruch nach Krankheit, der sich in den frisch gebohnerten Fluren unter den des

Bodenwachses mischte; Aufseherinnen küssten mich auf die Wange. In der Garderobe traf ich meine Kameradinnen vom letzten Jahr wieder; ich war mit keiner besonders befreundet, aber ich mochte den Lärm, den wir alle zusammen veranstalteten. Ich hielt mich noch etwas in der großen Halle auf, vor den Vitrinen voll toter alter Dinge, die dort vollends dahinstarben: Die ausgestopften Vögel verloren ihre Federn, die getrockneten Pflanzen zerfielen, die Muscheln wurden stumpf. Als die Glocke ertönte, betrat ich den Raum der heiligen Margarete. Alle Klassenzimmer ähnelten einander; die Schülerinnen versammelten sich um einen ovalen, mit schwarzem Moleskin bezogenen Tisch, an dessen Kopfende die Lehrerin den Vorsitz führte; unsere Mütter ließen sich hinter uns nieder und überwachten uns, während sie Schalmützen strickten. Ich ging zu meinem Hocker und sah, dass der Platz daneben von einem unbekanntem Mädchen besetzt war. Sie hatte einen dunklen Teint, hohle Wangen und schien mir deutlich jünger zu sein als ich; sie sah mich aus glänzenden braunen Augen durchdringend an.

«Sind Sie die beste Schülerin?»

«Ich bin Sylvie Lepage», sagte ich. «Wie heißen Sie?»

«Andrée Gallard. Ich bin neun Jahre alt; ich sehe nur kleiner aus, weil ich mich bis aufs Fleisch verbrannt habe und nicht viel gewachsen bin. Ich konnte ein Jahr lang nicht zur Schule gehen, aber Mama möchte, dass ich den versäumten Stoff aufhole. Würden Sie mir Ihre Hefte vom letzten Jahr ausborgen?»

«Ja», sagte ich.

Andrées Selbstsicherheit, ihre schnelle und präzise Art, zu sprechen, verwirrten mich. Sie musterte mich argwöhnisch.

«Meine Sitznachbarin hat mir gesagt, Sie seien die beste

Schülerin», erklärte sie mit einer Kopfbewegung in Lisettes Richtung. «Stimmt das?»

«Ich habe oft die besten Noten», erwiderte ich bescheiden.

Ich betrachtete Andrée; ihre schwarzen Haare fielen ganz glatt um ihr Gesicht, auf dem Kinn hatte sie einen Tintenfleck. Man begegnet nicht alle Tage einem Mädchen, das sich bis aufs Fleisch verbrannt hat, ich hätte ihr gern einen Haufen Fragen gestellt, doch Mademoiselle Dubois kam herein, ihr langes Kleid fegte über den Fußboden; sie war eine lebhaft, schnurrbärtige Frau, vor der ich großen Respekt hatte. Sie setzte sich und rief unsere Namen auf; bei Andrée hob sie den Blick:

«Nun, meine Kleine, fühlen wir uns nicht zu eingeschüch- tert?»

«Ich bin nicht schüchtern, Mademoiselle», antwortete Andrée ruhig und fügte liebenswürdig hinzu:

«Außerdem wirken Sie nicht besonders einschüchternd.»

[...]